

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

8 (19.2.1858) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 8. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 19. Februar 1858.

Cäcilie.

(Fortsetzung.)

2.

Am zwanzigsten September 1792 langte um halb sieben Uhr Morgens an der Barrière Saint Denis ein kleiner, offener, mit Stroh ausgefütterter, und mit einer Leinwand bedeckter Karren an, den ein auf der Deichsel sitzender Bauer im Gefolge von einem Duzend anderer Karren fuhr, die alle mit der augenscheinlichen Absicht die Hauptstadt zu verlassen herankamen, was zu jener Zeit der Auswanderung nichts Leichtes war.

Jeder der ankommenden Wagen war demnach auch einer strengen Untersuchung unterworfen. Außer den Douaniers, deren gewöhnlicher Beruf nur ist, die einfahrenden Wagen zu untersuchen, befanden sich noch vier Municipalbeamten an dem Thore, um die Pässe zu untersuchen, und ein Posten freiwilliger Nationalgardien hielt sich bereit, ihnen nöthigen Falles mit bewaffneter Hand Beistand zu leisten.

Jeder der dem kleinen Karren vorausfahrenden Wagen meldete sich nach seiner Reihe, und wurde bis auf die kleinste Ecke durchsucht. Ohne Zweifel bot keiner von ihnen eine verdächtige Ladung, denn alle fuhrten ohne Hinderniß weiter, und der kleine Karren erreichte das Gitter, und hielt vor der Wachtstube still.

Ohne das Verhör abzuwarten, hob nun der Bauer selbst die seinen Wagen bedeckende Leinwand auf und überreichte seinen Paß.

Dieser von der Mairie Abbeville ausgehändigte Paß forderte die Behörden auf, den Pächter Peter Durand, seine Frau Katharine Payot, und seine Mutter Gervaise Arnoult ungehindert reisen zu lassen. Auf der andern Seite bevollmächtigte die Municipalität von Paris dieselben Personen nach dem Dorfe Neuwion, ihrem gewöhnlichen Wohnsitz, zurückzuführen.

Der Municipalbeamte streckte seinen Kopf in den Karren; er enthielt eine Frau von fünfundsiebzig bis fünfzig Jahren, eine andere Frau von fünfundsiebzig bis achtundzwanzig Jahren, und ein kleines Mädchen von vier Jahren, alle drei waren als Bäuerinnen der Normandie gekleidet, und trugen mit Ausnahme des Kindes die große Haube der Gegend von Gaur.

— Wer heißt Gervaise Arnoult? fragte der Municipalbeamte.

— Ich, mein Herr, antwortete die älteste der Frauen.

— Wer heißt Katharine Payot? fuhr der Fragende fort.

— Ich, Bürger, antwortete die Jüngere.

— Warum ist dieses kleine Mädchen nicht auf dem Passe bemerkt?

— Ach! denn! das, mein Beamter, sagte der Bauer auf die, an die beiden Frauen gerichtete Frage antwortend, das ist unsere Schuld, meine Frau sagte mir wohl, Peter, Du mußt das doch auf das Papier schreiben lassen; aber ich habe ihr gesagt, laß doch, Katharine, einen Quark von einem Kinde, wie das, das lohnt der Mühe nicht.

— Ist es Dein Kind? fragte der Municipalbeamte.

Das Kind öffnete den Mund, um zu antworten, aber seine Mutter drückte ihm die Hand auf die Lippen.

— Bei Gott! sagte der Bauer, und wem wollen Sie denn, daß es gehört?

— Es ist gut, sagte der Municipalbeamte. Aber, wie die

Bürgerin gedacht hat, es ist wichtig, daß dieses Kinde in dem Passe erwähnt sei, und dann, fügte er hinzu, ist ohne Zweifel aus Irrthum gesagt, daß Deine Mutter fünfundsiebzig und Deine Frau fünfundsiebzig Jahr alt sei, denn weder die eine, noch die andere der Bürgerinnen scheint mir das Alter zu haben, das als das ihrige eingeschrieben ist.

— Ich bin indessen sechzig Jahre alt, mein Herr, sagte die ältere der beiden Frauen.

— Und ich fünfundsiebzig, sagte die jüngere.

— Und ich, mein Herr, sagte das kleine Mädchen, bin vier Jahre alt, und ich kann gut lesen und gut schreiben.

Die beiden Frauen erbehten und der Bauer begann wieder:

— Ich glaube wohl, daß Du lesen und schreiben kannst, das hat mich Geld genug gekostet, sechs Franken monatlich in der Schule von Abbeville, das wäre schön, wenn Du für den Preis nicht lesen könntest. Ich würde Deiner Schulmeisterin einen Prozeß an den Hals hängen, man ist nicht umsonst Normand.

— Genug, genug, sagte der Municipalbeamte, Ihr werdet aussteigen und in mein Cabinet gehen, während man Euren Wagen untersuchen und sich versichern wird, ob Niemand anderer, als Ihr, darin ist.

Die beiden Frauen gehorchten und traten in die Wachtstube. Der Municipalbeamte öffnete die Thür seines Kabinettes, die beiden Frauen und das Kind traten ein, hierauf schloß er die Thür hinter ihnen.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, während dessen der Beamte die beiden Frauen abwechselnd mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete; alle beide wußten nicht recht, was sie von diesem stummen Verhöre denken sollten, als er der älteren einen Sessel hinstellte, und der jüngern mit der Hand einen Stuhl andeutete:

— Wollen Sie die Gewogenheit haben sich zu setzen, Frau Marquise? sagte er zu der älteren, wollen Sie nicht Platz nehmen, Frau Baronin? sagte er zu der jüngeren.

Die beiden Frauen wurden bleich wie der Tod, und ließen sich eher fallen, als sie sich auf die ihnen angebotenen Sitze setzten.

— Aber, mein Herr, Sie irren sich, sagte die ältere der beiden Frauen.

— Ich versichere Dich, Bürger, daß Du im Irrthum bist, rief die jüngere aus.

— Verstellen Sie sich nicht gegen mich, meine Damen; außerdem haben Sie nichts zu fürchten.

— Aber wer sind Sie, und wie kennen Sie uns?

— Ich bin der ehemalige Intendant der Frau Herzogin von Lorges, früheren Ehrendame der Frau Gräfin von Artois, welche Paris mit den Prinzen verlassen, und mich zurückgelassen hat, um von ihrem Vermögen das, was ich vermag, zu retten. Zwanzig Male habe ich Sie bei meiner Gebieterin gesehen, und Sie auf den ersten Blick erkannt.

— Unser Leben steht in Ihrer Hand, mein Herr, sagte diejenige der beiden Frauen, welche der Municipalbeamte unter dem Titel Baronin bezeichnet hatte, denn wir wollen nicht länger leugnen, daß wir diejenigen Personen sind, die Sie bei der Frau Herzogin von Lorges gekannt haben, die eine meiner besten Freundinnen war; aber Sie werden Mitleid mit uns haben, nicht wahr?

— Sie können ruhig seyn, meine Damen, antwortete der Intendant, und ich werde selbst alles in meiner Kraft Stehende zur Begünstigung Ihrer Flucht thun. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben darf, Frau Marquise, so ist es der, fügte er lächelnd hinzu, so wenig als möglich zu sprechen... Sie haben einen aristocratischen Accent, der in diesem Augenblicke nicht angewandt ist, und, wenn ich einen zweiten Rath hinzuzufügen wage, so gewinnen Sie es über sich, wenn Sie sprechen Du zu sagen, und die Leute Bürger zu nennen.

— Niemals, mein Herr, niemals! rief die Marquise aus.

— Mir zu Liebe, meine Mutter, meiner armen kleinen Tochter zu Liebe! sagte die Baronin; sie hat bereits ihren Vater verloren, was sollte nun aus ihr werden, wenn sie auch noch uns Beide verlöre?

— Nun denn! es sei, sagte die Marquise, ich verspreche Ihnen zu thun, was ich vermag.

— Und wollen Sie jetzt, meine Damen, Ihre Reise mit diesem Passe fortsetzen?

— Was ist Ihre Meinung, mein Herr? fragte die Baronin.

— Daß er, anstatt Ihnen zu nützen, Sie außerordentlich gefährden kann. Sie scheinen weder die eine, noch die andere von dem Alter, das Ihnen darin beigelegt ist, und, wie ich Ihnen gesagt, Ihre Fräulein Tochter ist nicht darauf bemerkt.

— Was müssen wir denn thun? wir haben keinen andern. Aber ich kann Ihnen einen verschaffen!

— Ach! mein Herr, rief die Baronin aus, wollten Sie so gütig seyn?

— Gewiß, aber Sie werden genöthigt seyn, hier eine halbe Stunde und vielleicht noch länger zu warten.

— O! so lange als Sie wollen, mein Herr, sagte die Baronin, denn ich fühle, daß wir bei Ihnen in Sicherheit sind.

Der Municipalbeamte ging hinaus, und lehrte einen Augenblick nachher zurück, indem er den Paß voller Roth und halbzerrissen mitbrachte.

— Bürger Schreiber, sagte er, einen, mit einer dreifarbigten Schärpe, wie er, umgürteten jungen Mann rufend, erzeige mir die Gefälligkeit, in meinem Namen einen ganz unterzeichneten Paß von der Mairie zu holen. Du wirst diesen da vorzeigen und sagen, daß ich ihn unter das Rad eines Wagens hätte fallen lassen. Bemerte dabei, daß sich die Personen in meinem Rabinette befänden, und ich das Signalement selbst darauf setzen wolle.

Der junge Mann nahm den Paß aus den Händen des Municipalbeamten, und ging fort, ohne die mindeste Bemertung zu machen.

— Und dürfen wir jetzt, mein Herr, sagte die Baronin, nun auch wissen, wie Sie heißen, damit wir Ihren Namen in unserm Gedächtnisse bewahren, und für unsern Erretter zu Gott beten können?

— Ah! Madame, antwortete der Municipalbeamte, glücklicher Weise für mich und auch vielleicht für Sie, habe ich einen sehr geringen und sehr unbekanntem Namen. Wie ich Ihnen gesagt, war ich der Intendant der Frau Herzogin von Vorges, die mich mit einer englischen Erzieherin verheirathet hat, welche sie, um die Erziehung ihrer Tochter zu vervollständigen, hatte kommen lassen. Meine Frau hat sie bei der Auswanderung mit meinem sechsjährigen Sohne begleitet. Jetzt sind sie in England, in London, und da ich vermuthete, daß es London ist, wohin Sie sich begeben...

— Ja, mein Herr, antwortete die Baronin.

— Ich kann Ihnen die Adresse der Herzogin geben, die Sie außerdem immer bei Ihrer königlichen Hoheit der Frau Gräfin von Artois wiederfinden werden.

— Und sie wohnt? fragte die Baronin.

— Regent's Street No. 14.

— Danke, mein Herr, ich werde es nicht vergessen, und wenn Sie irgend einen Auftrag für Madame haben?

— Sie werden ihr sagen, daß ich so glücklich gewesen bin, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, daß mich bisher mein Patriotismus vor allen bösen Händen bewahrt hat, da ich dem aber nicht traute, so würde ich sogleich zu ihr kommen, sobald ich ihr unser kleines Vermögen vollends übermacht hätte.

— O! mein Herr, sein Sie überzeugt, daß ich kein Wort von dem, was Sie mir so eben gesagt, vergessen werde. Aber bei Allem dem haben Sie mir Ihren Namen nicht genannt.

— Sie werden ihn unter dem Visa finden, Madame, das ich auf Ihren Paß setze, und ich wünsche, daß er Sie noch beschirmen möge, wenn ich nicht mehr da bin, um Sie zu beschützen.

In diesem Augenblick trat der Schreiber, den neuen Paß mitbringend, wieder ein, er hatte den andern wie als Unterpfand auf der Mairie gelassen.

— Setz Dich dorthin und schreib, sagte der Municipalbeamte zu dem jungen Manne.

Dieser gehorchte und füllte die gebräuchlichen Formeln aus, hierauf, zu den Namen der Personen gelangt, erhob er den Kopf und wartete, daß man ihm dieselben dictire.

— Wie heißt Dein Gatte, Bürgerin, fragte der Municipalbeamte, und wie alt ist er?

— Er heißt Peter Durand, und ist sechsunddreißig Jahre alt.

— Gut, und Deine Mutter?

— Gerlaise Arnoult, und sie ist fünfundvierzig Jahre alt.

— Und Du?

— Katharine Payot, fünfundzwanzig Jahre alt.

— Und Deine Tochter?

— Cäcilie, vier Jahre alt.

— Gut, sagte der Municipalbeamte, und jetzt, wie viel hast Du ausgelegt, Joseph?

— Bierzig Sous, sagte der Schreiber.

Die Marquise zog einen Doppellouis'd'or aus ihrer Tasche.

— Mutter! liebe Mutter! sagte die Baronin, ihr die Hand zurückhaltend.

Und sie zählte, eines nach dem andern, einunddreißig Sous'stück und zehn Kupfersous auf, welche sie dem Schreiber einhändigte, der grüßte und hinausging.

Während dieser Zeit setzte der Municipalbeamte sein Visa darauf, und als dieses geschehen, überreichte er das kostbare Papier der Baronin, indem er zu ihr sagte:

— Jetzt, Madame, können Sie ihre Reise fortsetzen, und ich hoffe, daß Sie dieselbe ohne Unfall beendigen werden.

— Der Dienst, mein Herr, sagte die Baronin, den Sie uns erweisen, läßt sich nur durch eine ewige Dankbarkeit vergelten, und sie wird von dem Herzen meiner Mutter und dem meinigen in das meiner Tochter übergehen, wenn diese wird versterben können, was Dankbarkeit ist.

Die Marquise machte dem Municipalbeamten eine Beugung voller Würde, und die kleine Cäcilie warf ihm eine Kuschhand zu.

Nun stiegen alle drei wieder in den Karren, Peter Durand nahm seinen Platz auf der Deichsel wieder ein, und dann, nachdem er sich versichert hatte, daß die beiden Frauen und das Kind gut in dem Wagen saßen, verlegte er dem Pferde einen Peitschenhieb, das in kurzem Trabe aufbrach.

— Apropos, meine Tochter, sagte nach Verlauf einiger Augenblicke die Marquise, wie heißt dieser wadere Mann?

— Louis Duval, sagte die Baronin, deren erste Sorge gewesen war, unter dem Passe den Namen ihres Reiters aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsetzung.)

140tes Kapitel.

Den Ruf der Deutseligkeit erwerben.

Um beliebt zu werden, muß man diesem Rufe nachstreben. Höflichkeit ist der Hauptbestandtheil der gesellschaftlichen Bildung, eine Art Zauber, welcher allgemeine Liebe erzeugt, wie Unhöflichkeit verhaßt macht, wenn sie dem Stolge — verachtet macht, wenn sie der Beschränktheit entspringt. Lieber zu viel Höflichkeit, als zu wenig; aber nicht gleich groß gegen Alle, sonst würde sie offenbare Unge rechtigkeit. Sie ist auch zwischen Feinden zu beobachten, woran man ihre Macht erkennen kann. Sie kostet wenig, und ist viel werth; Wer Ehre giebt, empfängt sie. Lebensart und Höflichkeit haben den Vortheil, die Meinung auf die Seite Dessen zu bringen, welcher sie übt.

(Fortsetz. folgt.)

Die Harmonie der Farben.

Während die Harmonie der Töne längst wissenschaftlich begründet ist, hat sich erst vor einigen Jahren ein Franzose, Chevreul, das große Verdienst erworben, auch eine Harmonie der Farben nach unumstößlichen Gesetzen aufzustellen. Lange blieb sein Werk freilich im Auslande unbeachtet, während die französische Industrie sofort zu ihrem großen Vortheile dasselbe benutzte. Erst seit kurzem hat man die glänzende Entdeckung Chevreuls in England erkannt und auch in Deutschland fängt man an darauf aufmerksam zu machen. Für das Bekanntwerden dieser Chevreul'schen Lehre von der Harmonie der Farben wird jedenfalls ein sehr ausführlicher Aufsatz in dem eben erschienenen 6. Bande des nicht genug zu empfehlenden Werkes „Aus der Natur“ (Leipzig, Abel, 1 Thlr.) beitragen.

Um unsern Leserinnen zu zeigen, daß auch sie bei der Toilette gar viel von der neuen Lehre benutzen können, theilen wir aus jenem Aufsatze in dem genannten 6. Bande Nachstehendes mit:

Mit großer Sorgfalt hat Chevreul die Kleidung der Frauen, in der die Farben eine größere und wichtigere Rolle spielen, studirt und hier manche Winke gegeben, die allgemein gekannt zu werden verdienen. Wir glauben uns den Dank der schönen Welt zu verdienen, wenn wir hierauf näher eingehen.

Vor allen Dingen haben wir hier die beiden ausgesprochenen Typen, in welche unsere Frauenwelt nach der mehr oder weniger weißen und an gewissen Stellen rothigen Hautfarbe zerfällt, ins Auge zu fassen: die eine mit blondem Haar und blauen Augen, die andere mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Die Farbe der blonden Haare ist wesentlich das Resultat einer Mischung von Roth, Gelb und Braun; man kann sie betrachten als ein sehr bleiches gebrochenes Orange; die Farbe der Haut, obgleich im Ton tiefer, ist ganz analog, ausgenommen an den gerötheten Stellen. Die blauen Augen sind es allein bei den Blondinen, die mit dem Ganzen einen Farbencontrast hervorbringen, während die gerötheten Stellen, so wie überhaupt die Haut, nur eine analoge Harmonie der Nuancen oder höchstens einen Contrast der Nuancen und nicht der Farben bewirken und die Theile der Haut, die an die Haare, Augenbraunen und Wimpern grenzen, nur eine analoge Harmonie, sei es der Scala oder der Nuancen, hervorbringen. Die analoge Harmonie beherrscht demnach hier ganz entschieden den Contrast.

Das Gegentheil findet bei den Frauen mit schwarzen Haaren statt; hier herrscht nicht die analoge Harmonie, sondern der Contrast vor. Haare, Augenbraunen, Wimper, Augen contrastiren in Ton und Farbe nicht allein mit der weißen Haut, sondern auch mit den gerötheten Stellen, die hier wesentlich röther oder weniger rosig sind als bei den Blondinen. Man darf nicht vergessen, daß ein entschiedenes Roth, so bald es sich Schwarz zugesellt, diesem den Charakter einer außerordentlich dunkeln Farbe ertheilt, sei es bläulich oder grünlich.

In Bezug auf die Farben haben wir zu unterscheiden, ob sie bei der Toilette mit den Haaren oder mit der Haut in Berührung kommen; dieser Unterschied ist wesentlich, denn manche Farbe kann sehr gut mit den Haaren contrastiren, mit der Haut aber einen unangenehmen Effect hervorbringen.

Fragen wir nach den Farben, die im Allgemeinen den blonden und schwarzen Haaren am besten stehen, so sind dies genau die, welche den größten Contrast bewirken: Himmelblau, das bekannt ist als Schmutz für Blondinen, nähert sich am meisten der Ergänzungsfarbe von Orange, der Grundfarbe der Haare und Haut. Ebenso sind seit langer Zeit zwei Farben bekannt und geschätzt, weil sie glänzlich übereinstimmen mit schwarzen Haaren; dies sind Gelb und Roth, mehr oder weniger mit einem Stich ins Orange. Auch sie contrastiren auf gleiche Weise sowohl in der Farbe als im Glanz mit Schwarz, und ihre Ergänzungsfarben, Violett und Blaugrün, die sich mischen mit dem Ton der Haare, sind weit davon entfernt, dadurch eine schlechte Wirkung hervorzubringen.

Eine rothe Gewandung kann nicht mit der Haut, selbst nicht mit der rosigsten in Berührung gebracht werden, ohne daß diese ihre Frische verliert. Aus diesem Grunde darf auch kein Ort, an welchem sich die schöne Welt versammelt (Theater, Tanzsäle u.) rosa decorirt seyn, weil diese Farbe die Haut mehr oder weniger grünlich macht. Will man die Frische der rothigen Hautfarbe heben, so ist die günstigste Farbe blaßgrün.

Bei dieser Gewandung muß man nothwendig die Haut davon trennen und dies geschieht am einfachsten, ohne sich farbiger Stoffe zu bedienen, durch eine Lülleinfassung; die weißen Fäden werfen viel Licht zurück und die Zwischenräume absorbiren davon viel; die Mischung von Schatten und Licht erzeugt Grau, das eine günstige Wirkung auf die Hautfarbe ausübt. Dunkelroth hat weniger Nachtheile für gewisse Fleischtöne als Rosa, weil es kräftiger ist und in Folge des Contrastes im Ton sich bemüht, diese zu bleichen, weißer zu machen.

Eine jartgrüne Gewandung ist jeder weißen Hautfarbe, der Rosa mangelt oder die ohne Nachtheil mehr davon aufnehmen kann, sehr günstig; weniger jedoch den Tönen, die röther sind als Rosa, oder denen, die einen orangen Teint mit Braun gemischt haben, weil durch das Roth, welches die grüne Gewandung der Hautfarbe beimischt, diese einen ziegelrothen Anstrich erhält. Hier bringt Dunkelgrün weniger Nachtheil als Hellgrün.

Eine gelbe Gewandung mischt der weißen Hautfarbe Violett bei und aus diesem Grunde wirkt sie weniger günstig als Hellgrün. Eine mehr gelbe als orange Hautfarbe macht sie weißer; für eine Blondine ist diese Vereinigung aber sehr fade. Hat die Haut hingegen eine mehr orange als gelbe Farbe, so wird sie rosig, weil Gelb neutralisirt wird.

Violett, die Ergänzungsfarbe von Gelb, bringt entgegengesetzte Wirkungen hervor; sie mischt der weißen Hautfarbe Grüngelb bei. Das Gelb und Orange in der Hautfarbe tritt stärker hervor. Hat die Haut nur irgend einen bläulichen Schimmer, so wird dieser grünlich. Violett ist also eine der ungünstigsten Farben für die Haut, wenigstens wenn es nicht dunkel genug ist, um diese durch den Contrast im Tone weiß zu machen.

Blau erzeugt Orange und dies vereint sich sehr glücklich mit weißen und blonden Fleischtönen, die schon einen mehr oder weniger ausgesprochenen Ton dieser Farbe besitzen. Blau steht daher vielen Blondinen sehr gut und rechtfertigt den alten Ruf, den es genießt. Bräunetten müssen diese Farbe meiden, weil ihrer Haut ein zu starker oranger Ton eigen ist.

(Schluß folgt.)

Kleine Anekdoten aus dem Thierreich.

(Schluß.)

17.

[Das treue Pferd.] Reimann erzählt in seinem sehr unterhaltenden und lehrreichen Buche einen Zug von einem Pferde, der in mehrfacher Hinsicht höchst merkwürdig ist. „Ein französischer Husar wurde im Jahre 1809 in einem Gefecht an der Donau von einer Kugel getödtet und fiel zu den Füßen seines Pferdes nieder. Das edle Thier, in der Meinung, daß sein Herr schlafte, blieb ruhig bei ihm liegen und schien den Schlummer desselben beschützen zu wollen, der es im Leben mit Sorgfalt und Liebe gepflegt hatte. Es schlug und biß nach andern Husaren, die es mit Gewalt von der Leiche seines Herrn wegbringen wollten. Einer von diesen, der dabei einen empfindlichen Tritt erhalten, war eben im Begriff mit seinem Säbel darauf loszubahnen, als Napoleon zufällig vorbeiritt. Von dem Hergange der Sache unterrichtet, überzeugte er sich von dem Widerstande, den das treue Thier jedem Versuche, es wegzubringen, entgegensetzte, und von der seltenen Anhänglichkeit, die es für seinen Herrn äußerte. Napoleon befahl dem Husaren das Pferd ruhig zu lassen und trug dem Sergeanten eines nahe befindlichen Postens auf, darüber zu wachen, daß das Pferd unangefochten bleibe und über das Ende dieses seltenen Ereignisses genauen Rapport zu erstatten. Dieser am folgenden Morgen dem Kaiser zugekommene Rapport lautete wörtlich: „Das Pferd hat die Nacht bei seinem Herrn zugebracht. Als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir es zu wiederholten Malen um den Leichnam herumgehen und denselben von oben bis unten beriechen. Wahrscheinlich hatte es dadurch die Ueberzeugung von dem Tode seines Herrn erlangt; denn nachdem das arme Thier plötzlich ein lägliches Gewieher, was mehr Geschrei war, nach allen Seiten ausgestoßen und dadurch seinen Schmerz ausgebrückt hatte, richtete es seinen Lauf nach der nahen Donau, stürzte sich hinein und tauchte vor unsern Augen unter. Gillet, Chef des Postens.“ — „Nun,“ sprach Napoleon, von diesem Ereignis seltsam ergriffen, „mögen Systematiker immerhin den Thieren Gefühl und Denkkraft absprechen, so muß man doch gestehen, daß es auffallende Ausnahmen, besonders unter den Hunden und Pferden giebt, und daß diesen beiden Gattungen wohl etwas mehr als bloßer Instinkt eigen seyn dürfte.“

[Der Kranich als Hausvoigt.] Herr von Seiffertig, erzählt Reimann in „das Naturleben des Vaterlandes.“ (Berl. 1854), hatte vor dreißig Jahren einen Kranich, den er noch jung, mit Flaum bedeckt, aufgezogen. Der Vogel ging frei im Hofe und draußen herum und begleitete seinen Herrn auf Spaziergängen. Als er ein Jahr alt war, führte er das Regiment auf dem Hofe, trieb Thiere, welche sich zankten, auseinander, begleitete die Herde, trieb junges Vieh, welches sich verspätete, nach Hause, wehrte Bettler ab und stellte sich angespannten Pferden, welche unruhig wurden und zur un rechten Zeit wegwollten, entgegen. Wenn ihn hungerte, so ging er vors Fenster und schrie; war sein Wasser zu alt, so warf er es

um und schrie nach neuem. Die Winterkälte achtete er wenig. Einst wurde ein wilder Kranich geschossen und auf dem Hofe vom Blute gereinigt. Darüber wurde er wüthend und hieb mit dem Schnabel, ergriff aber von der Zeit an, wenn man ihm ein Messer zeigte, die Flucht. Eine besondere Zuneigung fühlte er zum Heerdochsen, besuchte ihn im Stalle, wehrte die Fliegen von ihm ab, antwortete, wenn er brüllte, begleitete ihn auf die Weide, tanzte um ihn herum, lief bei der Rückkehr ein Stück vor ihm her, drehte sich von Zeit zu Zeit nach ihm um und machte lächerliche Verbeugungen. Wurde der Kranich von seinem Herrn gescholten, so senkte er den Kopf zur Erde oder verbarg ihn in den Federn und blieb wie ein Büßender stehen.

Lied, beim FaschingsBegräbniß zu singen.

Vollgehoffen, lahmgetanzt,
Ruhst des Faschings wider Wanst,
Auf dem Leichenbette.
Krüg' und Gläser liegen leer
Und zerstückelt um ihn her
Dudelsack und Flöte.
Lieben Brüder, weinet nicht,
Bannet aus dem Angesicht
Flor und Leichenlieder.
Fort ist Vater Bacchus zwar,

Doch, ihr wißt, in einem Jahr
Sah't ihr ihn ja wieder.
Zieht den weisen Spruch zu Rath:
Selbst des Lebens würd' man satt,
Nähm' es nicht ein Ende.
Euer Kopf ist schwer und toll,
Euer Magen übervoll,
Matt sind Füß' und Hände.
Wie viel Stöße hat es legt
Auf dem Balle nicht gesetzt

An den Knien und Lenden,
Und bei Manchem — Gott verzeih'
Mir den Einfall — ein Gemeiß
Von zehntausend Enden.
Nehmt dies Alles zu Gemüth,
Und den leeren Beutel mit,
Dem kein Wirth mehr borget,
Und ihr seht, der es bescheert
Hat, daß nichts zu lange währt,
Weislich auch gesorget.

Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

+ Eigenheiten.

Napoleon bediente sich in der Regel am liebsten der Bleisfeder zum Schreiben. Piff er bei seinen Arbeiten, so kündigte dieses gewöhnlich einen Sturm an. Wenn er arbeitete, konnte man aus seinem Benehmen dabei errathen, welche Empfindungen ihn bewegten. War er ernst, so war er leidend, der Gegenstand schwer. War er heiter, sang er einige Couplets, oder trillerte er irgend eine lustige Arie, so zeigte sich sein Charakter in seiner ganzen Lieblichkeitsgröße. Er war heiter, froh, vergaß auf St. Helena seine Leiden, seine Rückschläge, seine Niederlagen; kurz, er dachte dann in solchem Augenblicke nicht daran, Murren zu hören, er dachte sich weg, ohne sie zu trillern. So war er übler Laune, unzufrieden mit sich und der Welt. Es bedurfte nur eines Wortes, einer Gelegenheit, um herauszuplazen. Wehe dem, der ihm dann in den Wurf oder in die Quere kam, wie man zu sagen pflegt; er mußte einen fürchterlichen Sturm aushalten.

+ Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht giebt der Stimmenmehrheit im Staatsrathe nach.

Es war eine Frau aus Amsterdam auf den Tod angeklagt worden, aber drei Mal war sie von den kaiserlichen Gerichtshöfen freigesprochen worden. Da verlangte der Cassationshof eine nochmalige Untersuchung, und auf diese Weise kam die Sache vor den Staatsrath. Der Kaiser, welcher präsidirte, behauptete, daß jene glückliche Uebereinstimmung der Urtheile, die Härte des Gesetzes gegen die Unglückliche erschöpft habe; es müsse dieses merkwürdige Zusammentreffen der Umstände ihr durchaus zum Vortheil gereichen. Dagegen ward aber eingewandt, daß das Gesetz unerbittlich sei, und seinen unge störten Fortgang haben müsse; er, der Kaiser, jedoch im Besitze des wohlthätigen Hilfsmittels der Begnadigung sei. Der Streit darüber dauerte lange. Vorzüglich opponirte sich Muraitre der Ansicht des Kaisers; er sprach viel und gut. Alle waren auf seiner Seite. Endlich ergab sich auch der Kaiser, indem er Folgendes sagte: „Meine Herren! Es wird hier nach der Mehrzahl abgestimmt. Ich bleibe mit meiner Ansicht allein, muß also nachgeben; aber ich erkläre hiermit, daß ich nicht meinem Gewissen, sondern nur den Formen weiche. Sie haben mich zum Stillschweigen gebracht; aber überzeugt bin ich nicht.“ (Fortsetzung folgt.)

Sprüche wörter.

- + Abends wird der Faule fleißig.
- + Abends voll,
- + Morgens null.
- + Besser ohne Abendessen zu Bette gehen als mit Schulden aufstehen.
- + Aber, Wenn und Gar
- + Sind des Teufels Waar.
- + Wer den Ader pflügt, den pflügt der Ader.

Goldkörner.

* Gott siehet Fehler, und deckt sie zu; der menschliche Nachbar sahe sie nicht, und erzählt, was er nicht sahe, der Welt. Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen, was du weißt, Niemand der Lästern den mehr hätte vor Lästern den Ruh.

* Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des Betragens.
* Wer spricht säet, wer zuhört erntet.
* Zu unzufrieden mit sich selbst zu seyn, ist eine Schwäche; zu zufrieden mit sich zu seyn, eine Thorheit.
* Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.
* Wenn man uns beleidigen will, so sollten wir darnach streben, unsere Seele so hoch zu erheben, daß uns die Beleidigung nicht erreichen könne.

Paritäten Kästlein.

+ Ein junger geistreicher ungemein lebenslustiger Graf, dehnte sich einst gegen Mittag von einer durchschwärmten Nacht noch müde und schläfrig in seinem Lehnstuhle, als ihm der als langweiliger Witzjäger bekannte Baron N. gemeldet wurde. „Mon Dieu!“ rief der Eintretende dem schläfrigen Grafen zu, „Gew. Excellenz gähnen, gewiß hatten Sie heute schon viele langweilige Besuche?“ — „O nein,“ erwiderte jener, „Sie sind der erste.“

+ Haben Sie nicht ein Viertelstündchen Zeit? rief ein, aus einem Laden gaudender unfröhlicher Herr, einem sehr schnell vorüber-eilenden Friseur zu. „O ja!“ erwiderte dieser freundlich und jener antwortete lächelnd: „So bitte ich Sie, ein wenig langsamer zu gehen. Sie rennen sich sonst die Schwindelucht an den Hals.“

Räthsel.

Rathe, was ich hab' vernommen:
Es sind zwanzig kleine Gesellen zur Welt gekommen,
Von Angesicht gar säuberlich,
Keiner doch dem Andern gleich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dollmetscher mit sich geh'n.
Das waren hochgelehrte Leut':
Der erst' erhaunt, reißt Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein piff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft gar wie ein Uhu thut:
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Fällt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblattes, erlassen wir den broschürten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandstedt.